

Buchhandlung Vorwärts Paul Singer & m. b. H.  
Berlin SW. 68

## Arbeiter-Gesundheitsbibliothek

Jedes Heft bildet ein abgerundetes Ganzes

- Heft 1. Die erste Hilfe bei Unfallsfällen. Von Dr. Christaller
- Heft 2. Das erste Lebensjahr. Von Dr. Silberstein
- Heft 3. Gesundheitspflege des Nervensystems. Von Dr. Nischlag
- Heft 4. Der Wafflanbenzug. Von Dr. Jabel-Berlin
- Heft 5. Waffholfrage und Arbeiterfrage. Von Dr. Fröhlich
- Heft 6. Das Schulkind. Von Dr. Silberstein
- Heft 7. Geschlechtsverkehr und Geschlechtskrankheiten. Von Dr. Gebert
- Heft 8. Nahrung und Ernährung. Von Dr. Chajes
- Heft 9. Wie sollen wir uns kleiden? Von Dr. P. Bernstein
- Heft 10. Der Arbeiterdau. Von Dr. R. Epstein
- Heft 11. Frauenleiden und deren Verhütung. Mit einem Vorwort: Die Verhütung der Schwangerschaft. Von Dr. Jabel-Berlin
- Heft 12. Vom medizinischen Überglauben. Von Dr. E. Theising
- Heft 13. Das Wasserheilverfahren in der Gesundheitspflege des Arbeiters. Von Dr. S. Müller
- Heft 14. Verhütung und Heilung des Stotterns. Von C. Joeden. Mit fünf anatomischen Textillustrationen
- Heft 15. Geschlechtliche Erziehung in der Arbeiterfamilie. Von Dr. J. Marula
- Heft 16. Zähne und Zahnpflege. Von Gertrud Newald. Mit vielen Abbildungen
- Heft 17. Bau und Lebensdauigkeit des menschlichen Körpers. Von Dr. Christaller. Mit zahlreichen Illustrationen
- Heft 18. Der Geschlechtstrieb. Von Eduard Bernstein
- Heft 19. Die Krankenpflege im Hause. Von Joh. Kanfer-Mannheim. Mit einer Einleitung des Herausgebers
- Heft 20. Die Prostatalekrankheit, ihre Entstehung und Verbreitung. Verhütung und Heilung. Von Dr. Jabel-Berlin
- Heft 21. Atemgymnastik. Von Otto Köhle. Mit zahlreichen Illustrationen
- Heft 22. Haut- und Haarpflege. Von Dr. D. Chajes-Berlin. Mit einer Abbildung
- Heft 23. Wie hüten wir uns vor Herzkrankheiten? Von Dr. G. Kehllich
- Heft 24. Die Hygiene der Arbeiterwohnung. Von Hugo Hillig-Hamburg
- Heft 25. Die Schmarotzer des Menschen. Von Dr. H. Cipschik. Mit zahlreichen Illustrationen
- Heft 26. Die Krankheiten des Oehrs, der Nase und des Rachens. Von Dr. H. Schwaerdt. Mit Abbildungen
- Heft 27. Sport und Arbeiter. Von Dr. Silberstein
- Heft 28. Die Jahre der Geschlechtsreife. Von Dr. Popitz-Ceipzig
- Heft 29. Volksernährung. Von Dr. Julian Marula
- Heft 30. Die Berufswahl mit Rücksicht auf die Tauglichkeit für den Beruf. Von Dr. Jabel-Berlin
- Heft 31. Die Berufskrankheiten der Buchdrucker. Von Dr. Silberstein
- Heft 32. Die Arzneimittel und ihre Verwendung. Von Dr. H. Cipschik

Jedes Heft kostet 20 Pfennig

Die Hefte 1—20 sind ferner auf gutem Papier gedruckt zu einem Bande vereinigt zum Preise von 4,50 Mk. gut gebunden zu haben

Die Abhandlungen sind für jedermann verständlich geschrieben und sollen in keiner Familie fehlen

Vertriebs Buchdruckerei und Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW. 68

14.

# Die Greuel des Krieges



Preis 10 Pfennig

Cd  
1/14

Berlin 1912

Verlag: Buchhandlung Vorwärts Paul Singer & m. b. H., Berlin SW. 68  
(Haus Weber, Berlin)

A27398

## Sozialdemokratische Flugchriften

Unter diesem Sammeltitel erscheint auf Veranlassung des Parteivorstandes eine in zwangloser Reihenfolge herausgegebene Serie von Flugchriften. Jedes der Hefte soll in leicht verständlicher Form Fragen des öffentlichen Lebens behandeln, die für die Arbeiter von besonderer Bedeutung sind. Jede dieser für die Massenverbreitung bestimmten Schriften ist für sich abgeschlossen.

Die „Sozialdemokratischen Flugschriften“ sollen die Einwendungen der Gegner gegen unsere Weltanschauung widerlegen und die von unserer Partei befolgte Politik rechtfertigen. Sie sollen den Lügen und Verleumdungen, mit denen gegen die Arbeiterklasse gehandelt wird, entgegenzutreten. Sie verfolgen aber auch den Zweck, das Verständnis für den Sozialismus in weitere Kreise zu tragen und der Sache des Proletariats neue Anhänger zu werben.

Erschienen sind:

- Heft 1: Sozialdemokratie und Arbeiterversicherung (vergriffen)
- Heft 2: Volksbildung, Wissenschaft, Kunst und Sozialdemokratie
- Heft 3: Sozialdemokratie in den Gemeindevertretungen
- Heft 4: Die Sozialdemokratie und die technischen Angestellten in Industrie und Gewerbe, Bergbau, Schifffahrt und Landwirtschaft
- Heft 5: Die Sozialdemokratie und das Heer
- Heft 6: Lebensmittelwucher und Warenteuerung
- Heft 7: Beamtenschaft und Sozialdemokratie
- Heft 8: Die indirekten Steuern und Zölle. Wer sie zahlt und wem sie nützen
- Heft 9: Warum mußt Du Sozialdemokrat sein.
- Heft 10: Die Sozialdemokratie als Arbeitgeberin und Unternehmerin
- Heft 11: Die Landbevölkerung und die Sozialdemokratie
- Heft 12: Imperialismus oder Sozialismus?
- Heft 13: Der Reichsverband gegen die Sozialdemokratie vor Gericht

Der Preis der einzelnen Hefte beträgt 10 Pfennig.  
Vereine und Gewerkschaften erhalten bei Bezug für  
Massenverbreitung billigste Preise.

# Die Greuel des Krieges!

## 1. Einleitendes.

Tausendfach wird seit Jahrzehnten die Behauptung wiederholt, der Krieg sei „ein Element der göttlichen Weltordnung“, der Krieg löse alle guten, edlen und großen Kräfte im Menschen aus, der „faule Frieden“ bedeute für das körperliche, sittliche und nationale Dasein der Völker eine schwere Gefahr. Die Urheber solcher Behauptungen sind meistens Leute, die am Kriege, an Kriegslieferungen und Rüstungen materiell in hohem Maße interessiert sind, Leute, denen die Völkerverheerung deshalb ein die Taschen füllendes Geschäft ist. Aber nachgehakt haben, besonders in den Schulen, diese Redensarten auch zahlreiche Menschen, die sie in vollem Ernste als wahr, als bare Münze hingenommen haben.

Nun haben wir, nach einer Pause von vierzig Jahren, wieder auf europäischem Boden einen Krieg sich abspielen sehen. Viele Kriegsberichterstatter aus allen Ländern, Abgesandte gut „nationaler“, „patriotischer“ Blätter, haben sich in diesen Monaten auf dem Balkan aufgehalten, und diese Männer — meistens frühere Offiziere — haben in ihren Blättern dann Tag für Tag veröffentlicht, was sie gesehen und erlebt haben. Einiges wenige von dem, was diese fast durchweg voller Kriegsbegeisterung nach dem Balkan gezogenen Berichterstatter als Ergebnis ihrer Betrachtungen niedergeschrieben haben, wollen wir in den folgenden Blättern zusammenstellen. Reichte der Raum, wir könnten diese Schilderungen um das Zehnfache, um das Hundertfache vermehren. Aber auch das ganz wenige, das wir hier wiedergeben können, wird genügen, um unseren Lesern wenigstens ein annäherndes Bild davon zu geben, was es mit dem „herrlichen“ Kriege, dem Kriege als einem „Element der göttlichen Weltordnung“ auf sich hat.

Im übrigen denke man nicht etwa, daß gerade dieser Krieg infolge der besonderen Höhe der miteinander ringenden Heere Bilder von ganz außergewöhnlicher Furchtbarkeit entrollt habe. Davon ist durchaus nicht die Rede: der Raubzug der Engländer nach Transvaal, der Mafefeldzug der europäischen Armeen nach China, die Kriege in Marokko und der italienische Tripolisfeldzug — um nur von den Kriegen der jüngsten Zeit zu reden — haben nicht geringeren Graus, nicht geringere Furchtbarkeit im Gefolge gehabt. Es ist der Krieg an sich, der all das Entschliche zeitigt, der die Menschen in wilde, blutdürstige Bestien verwandelt.

Es ist nicht die Absicht dieses Heftchens, eine Darstellung der Ursachen, des Verlaufes und der Folgen des Balkankrieges zu geben. Wir beschränken uns deshalb darauf, das eine mit größter Schärfe zu betonen, daß es nicht ihre eigenen Interessen waren, um die die Hunderttausende dort auf den Schlachtfeldern Mazedoniens verbluteten, sondern die Interessen ihrer Ausbeuter und Unterdrückter. So berechtigt an sich ohne Zweifel das Streben der Nationen des Balkans nach nationaler Einigung war: das Interesse der Völker heischt,

10606

daß diese Einigung zustande kam auf dem Wege der freien Verbrüderung der Nationen des Balkans, nicht auf dem Wege eines blutigen Krieges. Und mag man noch so sehr den Krieg als eine „historische Notwendigkeit“ ansehen, so war er doch nur eine historische Notwendigkeit der alten Welt wirtschaftlicher und nationaler Gegensätze, nicht aber eine historische Notwendigkeit der neuen Welt, deren Lebensgesetz die Solidarität der Völker ist. Und wie sich diese neue, werdende Welt nur durchzusetzen vermag in Kämpfe gegen die alte Welt, so haben auch die Sozialisten des Balkans vom ersten Moment an in allem Loben und Taumel der „nationalen“ Hochflut ihre Stimme erhoben gegen den Krieg, für den Frieden! Sie haben den Krieg gebrandmarkt als ein abscheuliches Verbrechen, als eine blutige Barbarei, als einen Frevel, der, aus Unheil geboren, neues unsägliches Unheil in seinem Schoße trage.

Wie recht die Sozialisten des Balkans hatten mit dieser ihrer ersten Warnung vor dem Kriege, das beweisen nicht nur die Ereignisse, die sich seitdem auf dem Balkan selbst abgespielt haben, das beweist mehr noch die allgemeine Verschiebung der internationalen Gegensätze, die die unmittelbare Folge des Balkankrieges war. Ein Glied der kapitalistischen Raubpolitik schließt folgerichtig sich an das andere an: wie aus dem Panthersprung nach Agadir der italienische Eroberungszug nach Tripolis herauswuchs, so erwuchs aus dem Tripoliskriege der Balkankrieg, und aus diesem wieder die gefährdrohende Verschärfung des österreich-serbischen und österreich-russischen Gegensatzes. Und so wird über kurz oder lang der Ring des Unheils sich schließen, wenn es nicht den Völkern gelingt, dem tausenden Rade des Verderbens mit kräftiger Hand in die Speichen zu fallen.

Über den Kopf der Machthaber und ihrer Diplomaten hinweg müssen die Völker die Führung ihrer Geschicke in die eigene Hand nehmen. Den ersten großen Schritt auf diesem Wege bedeutete der große Weltfriedenskongreß der internationalen Arbeit, der Ende November im alten Münster zu Basel tagte. Jahrhundertlang war die Mahnung „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen“, die so oft von den Kanzeln und Altären erscholl, nichts anderes gewesen als eine inhaltslose Redensart ohne jeden Widerhall in der Welt der Wirklichkeit. Jetzt schickt das Volk der Arbeit, schickt der internationale Sozialismus sich an, jene alte Engelsbotschaft zur Tat und zur Wahrheit zu machen. Bleibt der Friede erhalten, so ist das nicht zuletzt das Verdienst der internationalen Arbeiterbewegung.

Und nun möge sich der Vorhang heben vor den Greueln dieser letzten Wochen, vor den namenlosen Greueln dieses Balkankrieges, der ein heiliger Krieg genannt wurde, ein Krieg für das Evangelium, ein Krieg des Kreuzes gegen den Halbmond . . .

Die Kriegsberichterstatte und sonstigen Mitarbeiter der Kriegsbegeisterten bürgerlichen Presse haben das Wort:

## 2. Die Greuel der Schlacht.

Vom Schlachtfelde von Kirkkilisse erzählt in den nationalliberalen „Leipziger Neuesten Nachrichten“ ein Krankenpfleger:

„. . . Als die bulgarische Infanterie sich zum Frontangriff entwickelte, drang den Kolonnen ein mörderisches Feuer aus den Weingärten entgegen. Hier waren Paschibozuks, Kurden und Tataren im

türkischen Vordertreffen, alle mit modernen Gewehren ausgerüstet und durch die gemeinsamen Bande religiösen Hasses fest entschlossen, den wahnsinnig anstürmenden „Giaurs“ das Lebenslicht auszublafen. Diesen türkischen Hilfsvölkern sind die entsetzlichen Verluste auf bulgarischer Seite zuzurechnen, wie auch die fürchterlichen Grausamkeiten an den bulgarischen Verwundeten. Durch das rasende Schnellfeuer aus den Weingärten kam hier im Norden der Festung der Angriff der Bulgaren ins Stocken und artekte schließlich, als die Paschibozuks und Kurden aus den Deckungen hervorbrachen und alle Verwundeten vor der Feuerlinie in barbarischer Weise massakrierten, in fluchtartigen Rückzug aus, wobei die Kolonnen der Forts ein scharfes, gut gezieltes Feuer auf die Zurückgehenden unterhielten. Zahlreiche Granaten plakten inmitten der bulgarischen Infanteriemassen, Tod und Verderben verbreitend. Welcher Jammer, welches entsetzliche Elend! Ueberall Stöhnen und Schreien, Wehklagen und Röcheln! Ein fürchterlicher Blutgeruch, giftige Pulverdämpfe, Tod und Verwüstung überall, wohin man blickte! Glücklich noch diejenigen, die sofort tot waren, als das verhängnisvolle Blei sie traf, denn entsetzlich waren die Verstümmelungen, welche die türkischen Teufel an den armen Verwundeten ausgeübt hatten. Meistens waren den armen Opfern die Augen ausgestoßen, Nase und Ohren abgeschnitten, vielen der Leib aufgeschlitzt!

Gegen Abend erneuerten die Bulgaren den Angriff. Ein fürchterlicher Nahkampf entspann sich in den Weingärten. Das Knattern des Gewehrfeuers versummte mehr und mehr: mit der blanken Waffe eroberten die Bulgaren die Weingärten, während die Gegner jeden Schritt breit Landes hartnäckig und zäh verteidigten. Satagans, Handschar, Messer und Gewehrkolben, Tatarenbeile, selbst die bloße Faust und die Fä hne benutzten die Verteidiger. Wir haben später mehr als einen Bulgaren gefunden, dem die Gurgel durchgebissen war. Viele gefangene bulgarische Soldaten waren auch von den Kurden gepfählt worden.

So hat das W o r d e n gedauert ohne Unterbrechung bis Mittwo ch a b e n d 5 U h r . . .

Nun galt es, die Stadt selbst anzugreifen. Hier, in dem überaus schwierigen Terrain, hatte der zurückgeworfene Feind noch einmal Posto gefaßt. Ein grausiger Nahkampf, Mann gegen Mann, in stöckfinsterner Nacht, wogte in den Weingärten hin und her. Die bulgarische Artillerie schoß Teile der Stadt in Brand, während die Infanteriemassen schweigend, nur mit dem Bajonett in die Weingärten eindrangten. Ein grauenhaftes Gemekel auf beiden Seiten entspann sich hier. So oft auch die Bulgaren in geschlossener Kolonne heranstürmten, immer und immer wieder warfen die Türken die Eindringlinge aus den Weingärten hinaus, ihrerseits selbst mit dem Bajonett die Zurückflutenden verfolgend. Bajonett, Messer, Handschar und Heiduckenbeil machten hierbei fürchterliche Arbeit. Das Blut floß in Strömen . . .

Einen Zusammenstoß zwischen Serben und Albanen schildert der Berichterstatte der freisinnigen „Bosnischen Zeitung“ also:

„. . . In den nächsten Augenblicken schon hatten unsere Kartätschen die schrecklichsten Verheerungen unter ihnen angerichtet. Die Albanen

fielen haufentweife. Ihr Wut- und Schmerzgeheul kam fast an Stärke dem Donner der Kanonen gleich. Durch die Luft flogen Hände, Füße, Köpfe und Fleischstücken der Albanesen. Und als das Artilleriefener eingestellt wurde, war das Schlachtfeld bedeckt nicht mit Leichen, sondern mit zerstückelten Gliedern, die das Aussehen einer mit karmoisinroter Farbe übergossenen Masse hatten. Was von Albanesen noch übrig blieb, stob in wildester Flucht auseinander. Aber es war höchstens ein Drittel der Angreifer, die mit dem Leben davorkamen."

Ueber die Schlacht bei Kumanowo heißt es in einem Bericht des englischen „Daily Chronicle“:

„... Dann ergriffen die Türken, die inzwischen Verstärkungen herangezogen hatten, die Offensive bei hellem Mondschein und machten einen wütenden Angriff auf die serbischen Stellungen. Nimmehr erreichte das blutige Ringen seinen Höhepunkt, es wurde mit furchtbarer Erbitterung gefochten. Das mörderische Ringen dauerte bis Tagesanbruch, worauf die Türken endlich sich zurückziehen mußten. Der serbische Oberkommandant führte darauf seine Truppen in eine neue, für sie viel vorteilhaftere Stellung; auch die Türken nahmen eine neue Position ein, indem sie sich auf eine Stellung zurückzogen, die in der Gegend unter dem Namen „Der rote Felsen“ bekannt ist. Hier kam es zu dem zweiten Höhepunkte der viertägigen Schlacht. Es wurde schließlich auf der ganzen vier Meilen langen Schlachtlinie nur noch mit Bajonett und Kolben gekämpft, das Gewehrfeuer hatte ganz aufgehört. Die beiden Armeen standen einander Mann gegen Mann gegenüber, und nun machte sich der furchtbare Haß zwischen Türken und Serben in einem grausamen Handgemenge Luft, wobei Messer und Dolch eine Hauptrolle spielten. Bis Donnerstagnachmittag dauerte das entsetzliche Blutbad.“

### 3. Niedermekelung von Frauen und Kindern.

Der Berichterstatter der Wiener „Reichspost“ meldet aus Uesküb: „Der Kreuzzug der Serben ist hier in eine blutige Ausrottung der Albanier umgewandelt worden. Die wichtigsten Anlässe werden dazu verwendet, um „ein Exempel zu statuieren“, das heißt Dörfer niederzubrennen, die Bevölkerung ganzer Ortschaften, auch Weiber und Kinder zu fesseln und die schlimmsten Grausamkeiten zu verüben. Die Anzeige eines Serben, der irgendeine Privatratte gegen einen Albanier fühlte, genügt, daß dieser sofort vor ein scheinbares Kriegsgericht gestellt und ohne weiteres abgeurteilt wird.“

Ueber die Befehle von Prizrend durch die Serben telegraphiert der Berichterstatter desselben Blattes:

„Es war, als wäre eine Horde entfesselter wilder Teufel auf die unglückliche Ortschaft losgelassen worden. Ohne irgendeinen offensichtlichen Grund fiel die serbische Soldateska über die albanische Bevölkerung her und begann alles niederzuknallen, was ihr in den Weg kam. In knapp zwei Stunden töteten sie 11 Männer, 35 Frauen, darunter mehrere Matronen, acht Kinder unter 12 Jahren, darunter zwei unter sechs Jahren. Mit Maschinengewehren feuerten die Serben in den Straßen auf die Bevölkerung ein.“

Ueber andere von den Serben in Albanien verübte Greuelthaten meldet der oben schon einmal zitierte Londoner „Daily Chronicle“:

„Die Serben haben Massakers unter den Arnauten veranstaltet. Zwischen Kumanowo und Uesküb wurden 2000 Arnauten niedergemetzelt, bei Prischina 5000. Nach dem Fall von Uesküb wurden starke Patrouillen in die Umgegend geschickt, die die Arnautendörfer anzündeten und die flüchtenden Einwohner niederschossen. In der letzten Nacht, die ich in Uesküb zubrachte, wurden 38 Männer von einer Patrouille gefangen und erschossen. Soldaten aller Rangklassen sagten mir in zahlreichen Fällen: „Wir wollen sie ausrotten, das ist die praktischste Methode.“

In einem weiteren Berichte heißt es:

„Sobald der Krieg beendet ist, wird das Zeugnis der katholischen Pfarrer in allen Ortschaften zwischen Mitrowitza und Uesküb als dokumentarisch vollgültig herangezogen werden, um zu beweisen, daß die Serben auf höhere Anordnung sämtliche Männer über 18 Jahre, aber auch vielfach Frauen und Kinder, oft in schrecklichster Weise ermordeten. Ferner hieß es, daß die im Hospital zu Uesküb liegenden Albanier die Schwestern flehentlich gebeten hätten, sie im Hause zu belassen, da sie draußen sofort niedergemacht würden.“

Dem englischen „Daily Chronicle“ sei endlich noch die folgende Schilderung über die Vorgänge in Rodosto am Marmarameer entnommen:

„Scharen von Nizams (türkischer regulärer Infanterie), die von den Bulgaren aus Rile-Burgas vertrieben worden waren, kommen in Rodosto an. Bei ihrer kopflosen Flucht hatten sie alle Waffen fortgeworfen und kamen ausgehungert und erschöpft in die Stadt, voll Haß gegen die Ungläubigen. Die Stadt war mit einer massakrierenden, plündernden und Frauen vergewaltigenden Soldateska gefüllt. Rodosto wurde an sieben verschiedenen Stellen gleichzeitig in Brand gesteckt, Frauen und Kinder wurden in die Flammen geschleudert.“

In ihrer Angst bestiegen viele Einwohner die im Hafen liegenden Boote und fuhren auf das Meer hinaus, um den wie wilde Tiere hausenden Soldaten zu entgehen. Viele Boote schlugen um, und die Insassen ertranken. Andere wurden von den nachsehenden Soldaten ermordet.“

### 4. Die Leiden der Verwundeten.

Einem Berichte des Kriegskorrespondenten der Londoner „Times“ entnehmen wir folgende Schilderung:

„Sehr viele von den weniger schlimm Verletzten, die Stieb- oder Schrapnellwunden an den Händen oder Armen davongetragen haben, schleppen sich mühsam neben den Wagen hin, in denen ihre schlimmer Verwundeten Kameraden auf Stroh gebettet liegen. Man hört kein Neuzen oder Murren. Diese Bauern besitzen viel von dem Stoizismus des Ostens. Nur wenn die Wagen in das breite Tal der Marika kommen, heben die fast vor Durst verschmachten Leute, die das Wasser zu riechen scheinen, den Kopf, ihre matten Lida erhellen sich und ein ergreifender Ausruf bringt irgendeinen barmherzigen Samariter mit einer großen Kanne gelben Wassers an die Seite des Wagens. Aber

Die lange, holprige Reise nach den Spitälern ist leider nicht das schlimmste in ihren Leiden. Nach mehreren Schlachten haben die Verwundeten zwei und drei heiße Tage und bitterkalte Nächte auf dem Schlachtfelde gelegen, wo sie gefallen waren, und der schlimmste Anblick in den Spitälern sind die Reihen armer Kerle mit geschwollenen, brandigen Gliedern, für die es bei der besten Kunst und Pflege keine Hoffnung auf Genesung gibt. In einem Spital in der Nähe der Front sah ich — ich wünschte, ich könnte den Anblick vergessen — einen jungen bulgarischen Offizier, dessen Körper, Kopf, Arme und Beine von dreizehn verschiedenen Schrapnell- und Kugelmunden zerissen und durchbohrt waren, und er war im Begriff, an den Folgen der Strapazen auf dem Schlachtfelde zu sterben. Mit diesen Wunden hatte er zwei Tage und drei Nächte auf dem Schlachtfelde gelegen, doch war seine körperliche Beschaffenheit so stark, daß er sich nach den Auslagen der Ärzte sicher erholt hätte, wenn er sich durch die Aussekung nicht Lungenentzündung zugezogen hätte und seine Wunden nicht brandig geworden wären. Seine Mutter saß stumm vor Schmerz, regungslos und mit trockenen Augen am Ende des Bettes und beobachtete die Krankenpflegerinnen, wie sie ihres Sohnes fürchtbare Wunden sanft verbanden. Ich hörte, daß sie eine Witwe sei und noch zwei andere Söhne an der Front habe . . . Auf einem Operationstisch bemerkte ich einen jungen Serben in halb sitzender Stellung, der neugierig den Arzt beobachtete, wie dieser des Verwundeten Bein rasierte, ein gräßlich brandiges, fast formloses Glied, ehe er es dicht unter dem Schenkel amputierte. „Ich fürchte, hoffnungslos,“ sagte der Arzt. Man sagt, die Türken hätten die meisten ihrer Verwundeten auf dem Schlachtfelde gelassen. Man sagt auch, sie hätten wenige von den bulgarischen Verwundeten übrig gelassen. Ich hörte schreckliche Geschichten über Verstümmelungen und Morde.“

Ein italienischer Hauptmann, der den Krieg mitmachte, erzählt:

„Die Bulgaren ließen Tausende ihrer Verwundeten liegen, weil es unmöglich war, sie fortzuschaffen und zu pflegen. Sie gaben sie also dem Tode preis. So ließen sie auch Tausende und Tausende von Toten unbegraben liegen, weil es galt, vorwärts zu kommen.“

In anderen Berichten wieder, die wir größtenteils der „Vossischen Zeitung“ entnehmen, heißt es:

„. . . Hinter diesen eine lange Reihe der landesüblichen Fuhrwerke, bis zum Zusammenbrechen vollbepackt mit Schwerverwundeten und Sterbenden.“

Sie ziehen zu Hunderten an uns vorbei. Die ganzen Schrecken der Schlacht sind in dem Eindruck weniger Minuten zusammengedrängt. Es heißt die Zähne zusammenbeißen, nicht rechts, nicht links blicken, sondern weiter vorbei, um das ersticke Stöhnen der Vermissten nicht mehr vernehmen zu müssen.

Da kommt ein anderes Bild, ein Kaleidoskop menschlichen Jamers. Schenkel- und Fußschüsse. Die armen Kerle, oft graue Familienväter aus dem fernen Kurdistan und den anatolischen Wilajets, vom Pluge zu den Halbmondspahnen gerufen, jetzt von Bekannten, vielleicht auch Verwandten über den Rücken getragen, mit zerstückelten Gliedern, meist nur notdürftig verbunden, braun gefärbte Kleider voll geronnenen Blutes. Säufig ist der Träger

selbst verlegt und so schleppt er sich und den Kameraden mit dem letzten Aufgebot seiner schwindenden Kräfte nach dem Verbandsplatz.

Und dann, ja dann kommt die schwerste Etappe des Leidensweges des Blutenden für das Vaterland. Herrenloses, unbekanntes Volk, ohne Freund und Anhang, durch den Leib oder die Beine gelassen, kriechen sie wie Würmer, schleppen sie sich auf der blanken Erde weiter. . . .

Da liegen zerbrochene Karren, die den Weg versperren, tote Pferde, Ochsen und Gel. Aus den Sinterbacken fehlen ganze Stücke Fleisch, hungernde Soldaten haben sie denn noch zu fressenden Tieren herausgehauen. Wir sehen sie solches ekelhafte Fleisch beschmutzt und blutend über die Schulter tragen. Und den Pfützen knien die Soldaten dukendweise und trinken gierig aus der hohlen Hand den gelben Schlamm, durch den Tausende gewatet sind und Pferde und Büffel ihren Mist abgeladen haben.“

## 5. Auf der Flucht.

Von der Flucht des türkischen Heeres entwirft der Kriegsberichterstatter der „Daily Chronicle“ eine grausige Schilderung, in der es heißt:

„Die gesamte Armee kriecht, sie kann nicht länger laufen. Tag und Nacht voll entsetzlicher Leiden, haben die Schritte der Reute zu einem Taumel reduziert. Der Weg der fliehenden Armee ist mit Toten und Sterbenden voll gepflastert, und hinter der Nachhut schwebt ein Heer von schwarzen Krähen einher, die entsetzlich schreien und stöhnen und darauf warten, bis ein todesmüder Soldat zusammenbricht.“

Wolfähnliche Hunde, von dem Leichengeruch angezogen, sind von weither gekommen, und ihr kräftiges Geheul tönt durch die ganze Nacht. . . .“

Und der Berichterstatter des „Daily Telegraph“ weiß zu erzählen:

„Am Samstag strömten immerfort hungrige Soldaten in Tschorlu herein und streiften, Nahrung suchend, im Regen umher. Das Bild dieser blühenden Kleinen Stadt war ganz verwandelt. Alle Läden waren geschlossen, und die Einwohner begannen von ihren Häusern zu fliehen. . . . Die Landstraße war sonderbar leer und still, nur ein paar Nachzügler in dem letzten Stadium der Erschöpfung, eine Anzahl toter Pferde und zusammengebrochene Transportwagen waren zu sehen.“

Kein Zeichen des Heeres war zu sehen, kein einziger Schuß zu hören, nur in der Ferne der Rauch vieler brennender Dörfer. Wir begriffen, daß die türkische Armee die Flucht ergriffen und Tschorlu und die Eisenbahn gänzlich ohne Verteidigung gelassen hatte. Wir kehrten um nach Tschorlu, es war klar, daß die Bulgaren herunterkommen und uns den Rückzug abschneiden konnten.

Ich sah einen Mann auf der Landstraße zusammenbrechen. Er zog sofort seine gut erhaltenen Stiefel aus und reichte sie einem sich barsch dahinschleppenden Kameraden, und legte sich dann hin, den Tod zu erwarten. Ich reichte einem anderen Soldaten ein Stück trockenen Brotes, das dieser ergriff mit dem Ausruf: „Möge Allah dich segnen! Ich habe seit fünf Tagen nichts gegessen.“ Mehrere Male straukelte mein Pferd über tote Körper, die halb begraben in dem Straßenkot lagen und von den Vorübergehenden mit Füßen getreten wurden.

... Die vier anderen Züge, die auf ihre Abfahrt auf der Einzelschiene nach Konstantinopel warteten, waren so bepackt und überfüllt, wie ich noch nie vorher einen Zug gesehen hatte. Frauen und Kinder waren in Viehwagen zusammengedrängt, ihr Hausrat übereinandergehäuft, in einer Weise, daß viele von ihnen durch Erschütterung umgekommen sein mußten. Verwundete Männer wurden durcheinander in die Wagen zweiter Klasse geworfen, um hilflos auf den Boden oder die Sitze zu fallen. . . .

Hier dasselbe Bild sich mühsam und geistlos dahinschleppender Flüchtlinge und Verwundeter. Es war die Wanderung eines ganzen Volkes, die Rückkehr des Türken nach Asien. Frauen und Kinder mit ihrem Hab und Gut, mit ihrem Vieh, ihren Gerätschaften. Die Hälfte von ihnen mußte schon den ihnen auf den Fersen folgenden Bulgaren in die Hände fallen. In jedem Fall ist ihr Schicksal schrecklich auszuendenken.

In einer anderen Stelle, in der Nähe von Tschataldscha, fingen die Flüchtlinge auf einmal an zu laufen. Waren die Bulgaren hinter ihnen her? Da hörte ich „Emek! Emek!“ (Brot! Brot!) murmeln. Sie hatten zwei verlassene Wagen mit Broten bedeckt, um die eine Menge aufgeregter Soldaten mit den Bajonetten kämpften.

Nach in Tschataldscha war keine Armee zu finden. Auch dort hinter der Stadt dasselbe Bild verwilderter Flüchtlinge, brennender Dörfer.

In Gökendöj, nur 20 Meilen von Konstantinopel, setzten Soldaten eine Anzahl Farmhäuser in Brand, um sich an dem Feuer zu wärmen. Dort sind zwei Festungen mit 4000 Soldaten, die wie halb verhungert in den Straßen umherirren.“

Die Szenen, die sich bei dem Rückzuge des türkischen Heeres nach der Schlacht von Niisse-Burgas abspielten, spotteten, nach dem Bericht des gleichen englischen Blattes, jeder Beschreibung. „Tausende der Verwundeten machten ergreifende Anstrengungen, mit ihren Kameraden Schritt zu halten, aber jeder hatte für sich selbst zu sorgen, da selbst die Unverwundeten nicht in der Lage waren, den anderen zu helfen. Viele der Unverwundeten waren zu schwach, daß sie auf der Straße hinsanken und keine weiteren Anstrengungen machten, sich zu retten.

Drei Tage lang hatten alle diese Leute — und viele auch noch länger — keinen Bissen Nahrung zu sich genommen. Nur Soldaten, die die wunderbare Ausdauer der Türken besitzen, konnten diese Anspannung ertragen. Als unser Wagen schwerfällig durch die Spuren des Weges rollte und zeitweilig ganz zusammenzubrechen drohte, baten uns viele verwundete Leute, sie mitzunehmen, und hielten flehend die Hände empor. Es war fürchtbar, es ihnen abzuschlagen zu müssen, denn neben den zwei Verwundeten, die wir im Wagen hatten, war für eine weitere Person kein Platz und außerdem konnten ihn die abgerackerten Pferde sowieso kaum fortziehen. Je weiter wir uns vom Schlachtfelde entfernten, um so schlimmer wurde der Anblick, weil viele der Verwundeten, die sich bis hierher geschleppt, nun nicht mehr weiter konnten; sie krochen aus der Wagenspur und legten sich an die Seite des Weges nieder, um zu sterben. Wenn ein Mann gestorben war, blieben seine Kameraden manchmal einen Augenblick stehen, um ein flaches Grab zu machen; aber die Mehrheit der Leichen blieb dort liegen, wo sie gefallen.“

Einem Fluchtberichte des Mitarbeiters der „Verf. Z. am Mittag“ entnehmen wir schließlich noch die folgende Schilderung:

... Diese letzte Nacht in Tschorlu war nicht uninteressant. Die Stadt vollgepackt von Soldaten, hungernden, frierenden Leuten. Die Häfen alle verbarrikadiert. Die Einwohner in Todesangst — nicht vor den Bulgaren, sondern man fürchtete ein Christenmassaker. Es blieb aber bei drei bis vier Toten. Hausbesitzer, die den müden Soldaten den Eintritt unter das schützende Dach verweigerten. Sie wurden niedergeschossen.

Heute morgen weckte uns großer Lärm vor unserem Fenster. In der Bäckerei gegenüber wurde Brot verteilt. Das Bild glich einem Aufruhr. Die hungernden Soldaten prügelten sich um die frischen Laibe.

... Zwischen die Reste der Armee, die ich auf 20 000 Mann schätzte, mischte sich die Flut der fliehenden, verängstigten Bauernbevölkerung, Moslims. Geduldig trotteten die armen Frauen hinter dem Ochsenwagen her, geduldig zogen die Ochsen, die wieder von dem halbwüchsigen Sohn gezogen wurden. Der Vater auf dem Wagen oder zu Fuß, mit einer alten Flinte auf dem Rücken, mit dem spitzen Stachel die Ochsen treibend. Aus manchem der mit Hausrat beladenen Wagen tönte klägliches Kindergeschrei. Mütter mit Kindern auf dem Arme warteten durch knietiefe Pfützen. Kleine Mädchen liefen schreitend umher und suchten die Herden der schwarzen Büffel und der weißen Rinder, deren krausen Schopf zwischen den langen Hörnern man hierzulande mit Safran färbt, zusammenzuhalten. Die armen Weiber waren meist barfuß, und unter den großen Kopftüchern sah man traurige dunkle Augen hervorleuchten. Alte Mütterchen mit gekrümmtem Rücken schwannten einher, die Füße schon so schwach, daß der erwachsene Sohn sie kaum noch stützen konnte. Unter den Kindern sah man noch fröhliche Gesichter. Kleine rothaarige Mädchen mit Büchnern auf der Schulter, an den Weinen zu Bündeln zusammengebunden, sprangen daher. Sie ahnten noch nichts von dem Hunger und dem Elende, das sie in Stambul erwarten würde. Wer wird sich dieser Tausende von Armen annehmen?“

## 6. Hunger und Kälte.

Ueber die Vorgänge nach der Schlacht von Niisse-Burgas erzählt der Kriegsberichterstatter der italienischen „Stampa“:

„Nach dem letzten Schlachtentage ging in der Kälte ein starker Regen nieder und dieser Regen gab den erschöpften und ausgehungerten Truppen den Rest. Seit Tagen hatten die Soldaten nichts, aber auch buchstäblich nichts gegessen, waren marschiert, hatten gekämpft, bis die Körperkräfte versagten. Denn die Optimisten und Schönredner von Konstantinopel hatten keine, aber auch gar keine Vorbereitungen getroffen, ihre Truppen zu ernähren und ihnen Munition zu liefern, Nahrungsmittel und Munition hielt man für überflüssig. Nun brachen die kalten Nächte über diese erschöpften unterernährten Menschen herein. Nächte ohne Ruhe und Nächte ohne Nahrung, nach Kämpfen mit unzureichender Munition. . . . Mein Automobil war von fliehenden Menschen umringt. Ueberall gewahrte man Leute, die vor Erschöpfung in völliger Apathie hinstielen und am Wegrand liegen blieben. Alle, die in meiner Nähe vorbeikamen, bestürmten mich mit flehenden, jammernden Bitten der Verzweiflung. Sie flehten

um Brot, nur um ein Stück Brot. Und ich konnte ihnen nichts geben. Dann geriet ich in die Menge der Verwundeten. Der Anblick war furchtbar. Auf Barrn sah ich zerfetzte Jünglingskörper liegen, weite, klaffende Wunden, von Krämpfen und Schmerzen zuckende Körper, die oft fast nichts Menschliches mehr hatten. Und nirgends fanden die Unglücklichen Hilfe. Die meisten starben in der Nacht, in der Kälte. Alle Verwundeten blieben sich selbst überlassen."

Aus Saloniki meldete der Korrespondent des „Berliner Tageblatt“:

„Eine enorme Masse von Soldaten von Deserteuren, die sich in bejammernswertem Zustand befinden, wälzt sich durch die Stadt. Die türkische Armee erwartet draußen vor den Toren den Feind. Sie besitzt nur noch wenige Offiziere. Die große Majorität der Offiziere ist auf den Landstraßen dabongelaufen. Die ungeheuerliche Prozession der verzweifelten und völlig niedergeschlagenen Deserteure erinnert an den Rückzug der napoleonischen Armee aus Rußland. Ueberall liegen die Leichen von Menschen und Pferden. Gestern starben fünfzig flüchtige Soldaten durch die furchtbare Kälte. Der Anblick der Stadt ist wahrhaftig bemitleidenswert. Mit der gewaltigen Menge der entwichenen Soldaten sind 50 000 flüchtige Muselmanen mit ihren Familien hier angelangt. Die überfüllte Stadt zittert vor einem Gemetzel. Man empfängt erschütternde Eindrücke, wenn man abends durch die Stadt wandert. In den Cafés und den Bierlokalen sitzt eine große Zahl eleganter Offiziere, während die armen Soldaten, kämpfende und nicht mehr kämpfende, buchstäblich in den Straßen vor Hunger hinfallen.“

In einem Bericht eines englischen Publizisten, der Mitte November durch eine große Reihe von bürgerlichen Blättern lief, hieß es:

„In diesem Winter wird Europa eine Nation in den Klauen des Hungertodes sehen. In einem Maße, das man bisher selbst in Indien und China kaum erlebte, hat die Hungersnot das Volk der östlichen Türkei heimgesucht. Jenseits aller kriegerischen Tragödien ballt sich in diesen Wochen eine Flut des Jammers zusammen, die über einem ganzen Volke zusammenschlagen wird und zusammenschlagen muß. Eine Volksmasse, die in ihrer Zahl weit über eine Million hinausgeht, hat in hastiger Flucht ihre Heimstätten und damit die Quellen ihrer Lebenserhaltung verlassen und drängt sich nun vor den Mauern einer Stadt zusammen, die helfen möchte und doch nicht helfen kann. Konstantinopel kann nicht ein Behälter dieser Masse in sich aufnehmen, auch wenn man berücksichtigt, daß der Zug der Hungernden kleiner wird, weil schon jetzt die Erschöpften am Wegrand liegen bleiben, um zu sterben. Und das ist auch das Los derer, die die Türme von Konstantinopel schauen: außerhalb der Mauern werden sie hinsinken müssen, bis der Hungertod sie erlöst. Und all dieses ist nur der Anfang und die Folge eines nur dreiwöchigen Krieges. Ob die Kämpfe eingestellt werden oder noch weiter dauern: das Unheil ist geschehen. Das Land, das verlassen hinter diesem Volke liegt, wird in einer Generation nicht wieder bevölkert werden können. Doch das ist ferne Zukunft. Erst wird der Tod noch furchtbare Entsetzungen halten. Hier wird eine nationale Hungersnot entstehen, die durch nichts aufzuhalten ist und die die Türkei aus eigener Kraft nie und nimmer auch nur wird dämpfen können. Eine halbe Nation wird buchstäblich verhungern.“

## 7. Kriegsgefangenen.

Dieses Momentbild vom Kriegsschauplatz fand sich Mitte November in zahlreichen bürgerlichen Blättern:

„An der Bahnstation (Rumanowa) rollt ein Zug vom Kriegsschauplatz langsam herein. Er bringt zumeist leere Wagen, die Geschütze transportiert haben, dann einige geschlossene mit Emigranten und dann endlich die mit rotem Halbmond bezeichneten Wagen für den Verwundetentransport. Schließlich kommt ein Wagen mit bewaffneten Freiwilligen und dann einer, der fest geschlossen ist. Die Freiwilligen springen aus ihren Abteilen heraus und umzingeln den geschlossenen Wagen, pflanzen ihr Bajonett auf und laden. Dann erscheint ein Offizier und rollt die Wagentür zurück. Ein kurzes Kommando erschallt, und jetzt kommen aus dem Innern etwa 30 Männer, alles ottomanische Bulgaren, Bauern aus der Grenzgegend; paarweise springen sie aus dem Wagen. Mit Kolbenstößen werden sie in Reih und Glied geordnet, dann bewegt sich der melancholische Zug, von Bewaffneten dicht umgeben, gegen die Stadt.

Zumeist sind es ältere Leute, mit unglaublich abgestumpften Mienen. Langsam trotten sie vorwärts; die Kolbenschläge und Stöße scheinen sie gar nicht zu verspüren. Da fällt einer, ein leichter Stich mit dem Bajonett, langsam kommt er hoch und kriecht weiter. Der den Zug führende Offizier ist mir bekannt und ich frage ihn, welches Verbrechen den Leuten zur Last fällt. Er erzählt: „Diese ottomanischen Bulgaren sind ertappt worden, als sie mit Waffen und Bomben gegen das ihre Ortschaft passierende türkische Militär vorgingen.“

Die Gruppe wird dem Kriegsgericht zugeführt, morgen oder übermorgen wird man eine schwache Salbe bernehmen und auch diese Märtyrer haben ausgelitten.

Waggonreihe auf Waggonreihe rollt ein: alle verfügbaren Züge waren nach Rumanowa bestellt worden, die traurige Last zerstückelter Menschenleiber aufzunehmen; hier werden sie ausgeladen zum Entsetzen aller. Und als der letzte Zug einrollt, da liegen noch viele Hunderte Verlester am Bahnhof in Rumanowa. Und außerdem Tausende von Toten. Kaltes Grauen greift sichtbar an die Herzen der einfachen Macedonier, die zum ersten Male den modernen Krieg mit modernen Mordmaschinen an ihrem Leibe fühlen. Ein Menschenleben gilt in Macedonien nichts, aber wenn Tausende fallen, innerhalb einer Viertelstunde fallen, dann, ja dann begreift der brave Rumeliote, daß er nur Kanonensfutter sein soll.“

## 8. Die Verzweiflung der Witwen.

Die wilde Verzweiflung der Witwen der Gefallenen schildert der bürgerliche Kriegsberichterstatler Baron Binder-Bruegelstein also:

„Dort habe ich sie stehen sehen — auf der breiten Heerstraße von Njeka nach Bodgorika, die armen Weiber, deren Männer in den tollen Angriffen gegen die fast unnehmbaren Positionen des Zarabosch zu Hunderten durch den Leib geschossen wurden, wie sie die ersten Verwundetentransporte von der Front ankommend sahen. Und da ging, als Wagen nach Wagen vom Landungsplatze abfuhr und dann Bahre auf Bahre, wohl an die Hunderte, herangezogen wurde, erst ein grausiges

Murmeln und dann der rein tierische Schrei durch jene Schär, der man die Diebstahlgewalt geraubt hatte: „Möge keiner von unseren Generälen je mehr zurückkehren — sie haben unsere Männer auf unsinnige Weise zur Schlachtkampfbank geführt — wenn wir sie je wiedersehen sollten, reißen wir ihnen das Herz aus dem Leibel...“

### 9. Ihre Majestät die Cholera.

Was Kanonen und Gewehre, Bajonette, Kälte und Hunger verschont hatten, das fiel einem neuen furchtbaren Feinde in die Hände der Cholera. Auch über das Wilten dieses schauerlichsten Würgengels der Schlachtfelder wollen wir bürgerliche Berichterstatter reden lassen. So schreibt der türkische Kriegsberichterstatter der „Berliner Morgenpost“ unter dem 15. November unter anderem folgendes:

„Ich bin gestern von Sademköi nach der Hauptstadt zurückgekommen und habe Furchtbares gesehen. Das ganze weite Tal zwischen Tschataldscha und Sademköi ist ein riesiges Heerlager des Todes. Der Generallieutenant dieser Armee heißt: die Cholera. Noch bei meinem letzten Aufenthalt dort konnte ich frisches Wasser und Brot bekommen. Die ersten Cholerafälle wurden verschwiegen, und drei Tage später mußte ich beim Verlassen des Waggons bereits über mehrere blau angelaufene Soldatenleichen klettern. Heute liegen sie in entsetzlichen Haufen von vielen Hunderten in den Stationen draußen neben den Bahngleisen; alle Brunnen ringsum sind vergiftet, und die Stabsärzte stehen apathisch und ratlos umher; kaum eine Hand rührt sich, um die Leichen zu beerdigen.“

Die Armee wird infolge der fatalistischen Trägheit buchstäblich dezimiert. Ich sah, wie ausgezehnte Soldaten aus dem Straßenschmutz verstreute Erbsen gierig auflesen und verschlingen. Auf die Warnungen der Offiziere erwiderten sie nur stumpf: „Was willst du, wir haben Hunger!“

In einem Privattelegramm des „Berliner Tageblatt“ (Nr. 589 vom 18. November) heißt es:

„Wie in den türkischen Stellungen hinter der Tschataldschalinie die Cholera wüthet, das ist furchtbar und nicht zu beschreiben. Am Wege liegen Tausende von Sterbenden und Toten. Nach authentischen Nachrichten sterben auf der ganzen Linie jeden Tag fünftausend Mann. Auf dem Hinritt kam ich an Duzenden von Massengräbern vorbei, die durch Steineinfassungen kenntlich waren. Leute mit Tragbahnen sind ununterbrochen im Gange, um die Toten am Wege aufzulesen. Wohin ich blicke, verzerrte Gesichter, erstarrte Hände, anklagend sind sie zum Himmel emporgereckt. Nur selten hat man die verzerrten Leichen liebevoll mit dem Mantel zugedeckt. Je näher ich der Eisenbahn komme, um so trauriger wird das Bild. Die tollste Phantasie kann sich das Furchtbare nicht ausmalen. Hier liegen auf einem Wagen zehn Mann, davon fünf noch lebend mit halberstarrten Augen, fünf bereits tot mit dem Ausdruck entsetzlicher Leiden, denen sie erlegen sind. Jetzt erreiche ich den Bahnhof; ein Totenfeld. Ich schreite durch Leichenhaufen, durch Massen Stöhnender hindurch, die bald ihren Frieden haben werden. Der abfahrende Eisenbahnzug ist vollgepfropft von Cholerafranken. Auch hier mischen sich mit den Toten Lebende, denen es gerade

noch gelungen ist, in oder auf die Viehwagen zu klettern, um dort zu sterben. Man achtet ihrer nicht. Wie viele werden überhaupt noch die Wagen lebend verlassen? Der Würgengel läßt sich nicht mehr zurückdämmen. Wie jammert mich das arme Volk! Weib und Kind haben sie verlassen, dem stolzen Halbmond, der schon den Vätern vorangeleuchtet hat, zu folgen, um die Scharte von Kirkkilisse und Nille-Burgas auszuweichen. Und nun: elend und verlassen sterben sie am Wege. Nie ist mir des Dichters Wort: „Des Lebens ganzer Jammer faßt mich an“, so erschreckend vor die Augen getreten.“

In einem Telegramm der gleichen Nummer heißt es:

„Jetzt flieht auch die Bevölkerung der Umgebung von Konstantinopel aus Furcht vor dem Anmarsch der Bulgaren nach der Hauptstadt — und sie bringt die Cholera mit. Von zwei Seiten dringen die Flüchtlinge in die Hauptstadt ein. Sie kommen über Schischli nach Pera und über Mariköj nach Stambul. Die Straßen sind mit endlosen Reihen von Fuhrwerken bedeckt. Hier und da sind größere Wagengruppen von Militär umstellt, da unter den Ankömmlingen Cholerafranke entdeckt wurden. Das Elend ist herzzerreißend. Die Cholera wüthet furchtbar. Die amtliche Angabe, daß am Freitag zwei- und zwanzig Neuerkrankungen und vierzehn Todesfälle vorgekommen seien und insgesamt achtundsechzig Franke in Behandlung seien, klingt wie Hohn. Freitag abend trafen in Konstantinopel vierzig Waggons cholerafranker Soldaten ein. Alle für die Verwundeten errichteten Baracken beim Bahnhof Stambul sind voll von Cholerafranken. Die benachbarten Moscheen wurden daher für die Aufnahme Verwundeter hergerichtet. Schreckliche Zustände herrschen in dem von seinen Bewohnern verlassenen Badeort San Stefano. Unter den dort lagernden Reservebetruppen kommen täglich mehrere tausend Choleraerkrankungen und etwa zweihundert Todesfälle vor. Die Behörden sind dem Umfang des Elends gegenüber machtlos. Man sieht Franke und Tote in den Straßen liegen.“

Telegramme der „Rossischen Zeitung“ vom gleichen Tage besagen:

„In San Stefano sind die Cholerafranken duzendweise auf der Straße umgekommen, ohne daß ihnen auch nur die geringste Hilfe zuteil geworden wäre. Man weiß, daß einem Waffenstillstand bald Frieden folgen muß, weil die an der Front immer furchtbarer wüthende Cholera einen großen Kampf unmöglich macht. . . . Die Cholera wird zu einer Geißel, die schrecklicher ist als der Krieg. Die Behörden haben nicht die Macht, der Situation entgegenzutreten. 3000 Franke wurden mit der Bahn nach San Stefano gebracht, wo sie 24 Stunden ohne Nahrung und ohne Wasser in den Waggons gelassen wurden. Die vier vorhandenen Aerzte erklärten, sie seien nicht in der Lage, 3000 Franke zu pflegen, und taten gar nichts. Schreckliches wird über die Leiden der Kranken in den Hospitälern erzählt, namentlich über die Gefühllosigkeit und Unfähigkeit der türkischen Aerzte und Pfleger. . . .“

Die Mannschaften sind infolge der Cholera meist nicht mehr imstande, zu arbeiten. In den Schützengräben halten vereinzelt Soldaten Wache, während zahllose Franke auf den Feldern dahinter sich stöhnend in Krämpfen winden und sterben. Auf den Wegen, die strahlenförmig von einzelnen Korps zur Centrale, zum Bahnhof Sademköi, führen, wanken unzählige cholerafranke Sol-

daten unher in der Hoffnung, mit Hilfe der Bahn aus dem verseuchten Gebiet entfliehen zu können.

Auf dem Gelände um den Bahnhof herum lagen Tausende von erkrankten Soldaten und Hunderte von Toten. Die Bekämpfung der Seuche scheint unmöglich. . . .

Grauenhaft ist die Schilderung, die ein französischer Kriegskorrespondent von dem Anblick der türkischen Stellungen hinter Tschataldscha gibt, die er vorigen Freitag in Begleitung eines deutschen Offiziers besichtigen durfte. Die Straßen von Hademkoi, wo sich damals das türkische Hauptquartier befand, waren von Toten und Sterbenden eingesaumt. Die Leichen und Kranken lagen in Gruppen von vier und fünf übereinander. Sterbende schleppten sich auf Händen und Knien aus der Mitte des Straßendamms zur nächsten Mauer, wanden sich da stöhnend vor Schmerz und flehten um einen Tropfen Wasser. Manche bissen in den Boden, als wollten sie sich mit den Zähnen mit voraus ihr Grab graben. Andere starben unter gräßlichen Krämpfen, und ihr letzter Atemzug diente dazu, die Männer zu verwünschen, die derartige Zustände über die Türkei gebracht haben. Soldaten luden lässig und widerwillig Sterbende und Tote durcheinander auf Ochsenkarren, die sie langsam wegführten. Sie waren so schlecht aufgeladen, daß beim ersten Rütteln des Gefährts die Hälfte der Körper herabrollte und in den tief ausgefahrenen Straßengleisen liegen blieb. Aus diesen Karren tönten die halberstickten Klagen von Agonisierenden (Sterbenden), die unter einer Last von Leichen den Geist aufgaben.

In der Nacht zählte der Korrespondent sieben Kranke, die nacheinander an die Außenwand des ihm zum Uebernachten eingeräumten Häuschens kamen und dort nach kurzer Agonie und markdurchdringendem Nöcheln, das im Innern des Hauses deutlich gehört wurde, starben."

In der sehr kriegsbegeisterten „Täglichen Rundschau“ war am 16. November zu lesen:

„Ein deutscher Militärarzt, der gestern aus dem türkischen Hauptquartier nach Konstantinopel zurückkehrte, erzählte, daß er an einem Tage über hundert neue Cholerafranke gesehen habe. Die einfachsten hygienischen Maßnahmen würden außer acht gelassen. Zwischen der Tschataldschalinte und der türkischen Hauptstadt sterben zahllose Menschen. Die in den Bügen sterben, werden während der Fahrt aus den Wagen geworfen, und diese Leichen verpesten die ganze Gegend.“

### 10. Schluß.

Der Vorhang fällt.

Furchtbare Bilder von Blut und Grauen waren es, die wir in diesen Blättern vor den Augen unserer Leser aufrollen mußten. Keine menschliche Phantasie ist stark genug, keine Feder ist imstande, die ganze Fülle des Jammers und des Elends, der Verterung und der Verzweiflung voll auszuschöpfen, die sich hinter den nüchternen Schilderungen der Kriegsberichterfasser verbirgt. Jeder weiß, was es für eine Familie bedeutet, wenn ihr der Ernährer, wenn der Gattin der treuherrliche Mann, den Kindern der liebende Vater entrisen wird. Und hier fiel nicht einer, es fielen nicht Hunderte, Tausende, Zehntausende: Hunderttausende sind dahingeschlachtet worden,

Hunderttausende sind zum Opfer gefallen der verbrecherischen Lotterei der im tiefsten Marste verfaulten türkischen Regierung auf der einen Seite, sind zum Opfer gefallen den kapitalistischen Ausdehnungsbedürfnissen der Staaten des Balkanbundes auf der anderen Seite. Unter unfähigsten Dualen, den Leib zerrissen von fürchterlichsten Wunden, stöhnend und sich windend in den Krämpfen der Cholera, ohne Weistand und Hilfe haben sie ihr Leben auszuhauchen müssen. Und diese zahllosen auf dem Altar der Profitgier hingeschlachteten Menschenopfer, sie sind nicht die einzigen Opfer, die der grausige Krieg gefordert hat. Weite, bisher blühende Strecken fruchtbarer Landes sind verwüstet und vernichtet, von vielen Hunderten statklicher Dörfer ist nichts anderes übrig geblieben als ein rauchender Trümmerhaufen. Handel und Wandel, Industrie und Verkehr sind ins Stocken geraten, unermehliche wirtschaftliche Werte sind zerstört, gewaltige Ertrugenschaften menschlichen Fleisches sind der Vernichtung preisgegeben. Und dazu kommen dann die ungeheuren Summen baren Geldes, die Tag für Tag dieser Krieg verschlungen hat. Gar nicht zu reden von der namenlosen sittlichen Verwilderung, von der Verrohung und Vertierung, die wie jeder Krieg so auch dieser Balkankrieg im Gefolge hatte, und von der die vorstehenden Blätter ja mehr als nur ein grausiges Bild entworfen haben!

Ueberlegt man das alles, und bedenkt man weiter, daß es nur ein verhältnismäßig kleiner Winkel im Südosten Europas ist, über dem sich das Kriegsgewitter bisher entladen hat, so kann man sich eine annähernde Vorstellung von den unsagbaren Greueln, Schrecken und Verwüstungen machen, die erst

#### ein allgemeiner europäischer Krieg

im Gefolge haben würde. Kostete schon der Kampf gegen die miserabel geführte und schlecht bewaffnete türkische Armee allein den Bulgaren in den ersten zwei Wochen des Krieges nicht weniger als vierzigtausend Mann, so muß man die Gesamtverluste aller kämpfenden Heere schon in diesen ersten zwei Wochen auf mindestens das Dreifache schätzen. Und das war erst der Anfang des Krieges, die Zeit, in der die furchtbar blutigen Kämpfe an der Tschataldschalinte noch nicht einmal begonnen hatten und als Ihre Majestät die Cholera ihren schauerlichen Todeszug noch nicht angetreten hatte. Und nun stelle man sich vor, was es bedeuten würde, wenn die mit den „modernsten“ und „vollkommensten“ Mordmaschinen ausgerüsteten Heere der Franzosen und der Deutschen, der Italiener und der Engländer, der Russen und der Oesterreicher aufeinanderstoßen würden! Ein allgemeines Massenschlachten würde beginnen, so roh, so jammlos, so fürchterlich, daß auch die blutrünstigste Phantasie sich etwas auch nur annähernd so Schreckliches nicht auszumalen vermöchte. Tod und Not, Hunger und Seuchen, allgemeine Vertierung und Mißfall in Barbarei, Zerstörung aller Kultur und Gesittung: das wäre das furchtbare Ende des großen Mordens zu Lande, zu Wasser und in der Luft! Und dazu sollen sich die Völker Europas hergeben! Sie sollen sich willig zur Schlachtbank führen lassen zu dem furchtbaren Werke der gegenseitigen Niedermetzlung! Und das vielleicht irgendeines völlig gleichgültigen Hafens an der Adria willen, den weder Franzosen, noch Deutsche, noch Italiener, noch Engländer haben wollen, um dessentwillen sich nur kleine Gruppen österreichischer Kapitalisten, agrarischer Großgrundbesitzer und serbischer Ausbeuter in die Saare geraten sind? Vielleicht um

irgendwelcher nebelhaften rumänischen „Entschädigungsansprüche“ willen, oder wegen der albanischen „Selbständigkeit“ oder um sonst welche Dinge, die keinen französischen Bauern, keinen deutschen Arbeiter, keinen italienischen Handwerker und keinen englischen Angestellten auch nur das allerwenigste angehen?

Das wäre das furchtbarste, wahnsinnigste Verbrechen, das die Weltgeschichte kennt!

Das kann nicht sein! Das darf nicht sein! Aber damit das Ungeheuerliche nicht trotz alledem Ereignis werde, ist es heiligste Pflicht der Völker endlich selbst auf die Bühne der internationalen Politik zu treten und den gemeingefährlichen Mächtschaften der Herrschenden entgegenzusetzen den eisernen entschlossenen Friedenswillen der Völker. Ueber die Köpfe der „Staatsmänner“ und Diplomaten hinweg müssen die Völker sich verständigen. Das ist die Forderung des Tages, das ist das Gebot der Stunde. Alle Arbeiter und — wahrlich auch nicht zum wenigsten! — auch alle Arbeiterfrauen, sie alle, die Brüder und Geliebte, Väter und Söhne gefährdet sehen durch die wahnwitzige Blutpolitik der Mächthaber, müssen sich anschließen der machtvollen Friedensbewegung der internationalen Sozialdemokratie, an der allein noch die brandenden Wogen des Wahnsinns und Verbrechens zerschellen können. Und das gleiche Friedensinteresse wie die Arbeiter und Arbeiterfrauen haben alle Handwerker und Kaufleute, alle Angestellte, Beamte und Bauern. Sie alle haben durch einen Krieg nichts zu gewinnen, wohl aber alles zu verlieren! Sie alle müssen deshalb einstimmen in den vielmillionenfürmigen Schrei:

Krieg dem Kriege und den Kriegshehern!

## Gegen die Schundliteratur

zu kämpfen rufen wir hierdurch erneut die aufgeklärten Arbeiter und Arbeiterinnen auf. Denn es ist tief bedauerlich, daß immer noch allzuviel schlechte Bücher in den Arbeiterfamilien zu finden sind. Es ist keineswegs selten, daß Arbeiter, die es mit Entrüstung von sich weisen würden, zu Mitläufern kapitalistischer Parteien zu gehören, in ihren Wohnungen Schundhefte dulden, in denen eine muckrische, fürstenschmeichele Phantasie sich austobt, das wirkliche Leben verzerrend. Gewiß hat, wie der Körper auf Nahrung, auch die Phantasie ein Recht auf würdige Befriedigung. Diesem Unterhaltungsbedürfnis kommt unsere illustrierte Romanbibliothek „In Freien Stunden“ entgegen. Arbeiter und Arbeiterinnen!

## In Freien Stunden ist Euer Blatt!

Jedes Heft ist illustriert und bringt außer dem Hauptroman noch eine zweite Novelle oder Erzählung und ein kleines Feuilleton: Novellen, naturwissenschaftliche, kulturhistorische und humoristische Notizen. Jede Woche erscheint ein 24 Seiten starkes Heft für 10 Pfennig. Aber neben den schlechten Romanen sollen auch gleichzeitig die minderwertigen Delbrücke, die heute noch so häufig die Arbeiterwohnung „schmücken“, verdrängt werden. — Aus diesem Grunde hat sich der Verlag entschlossen, jedes halbe Jahr den Abonnenten von „In Freien Stunden“

## Ein Kunstblatt umsonst

zu geben, und zwar wird ein gut ausgeführtes Zweifarben-Druck beigegeben. — Wir hoffen, daß diese Neuerrichtung unseren Freunden die Agitation für „In Freien Stunden“ erleichtern wird, und bitten wir nochmals im Interesse unserer Sache um weitgehendste Unterstützung. Probehefte liefert jeder Parteispediteur, jeder Kolporteur und der Verlag

**Buchhandlung Vorwärts Paul Singer & Co. m. b. H.**

Berlin SW. 68, Lindenstr. 69